



Rico Blass '65 (Ausschnitt)

Zacatar

An Lauras siebtem Geburtstag begann es.

Einen Tag zuvor waren sie in den kleinen Küstenort gezogen, und am Morgen darauf hatte Byron, der zwölfjährige große Bruder, Laura mit an den Strand genommen.

Sie sah das Meer zum ersten Mal, und es zog sie von der ersten Sekunde an in seinen Bann.

„Da ist es, das Tharion-Meer“, sagte Byron und legte ihr den Arm um die Schulter.

„Das Tharion-Meer“, wiederholte Laura ehrfürchtig.

Sie schaute über das stille Wasser, hinüber zum Ausläufer eines Bergzuges, der dem Horizont entgegenlief, hinter welchem sich geheimnisvolle ferne Ufer ahnen ließen.

Trotz des diesigen Dunstes, den eine schwache Sonne nur schwer zu durchdringen vermochte, blitzte am Fuße des Berges jenseits eine kleine Stadt so schneeweiß auf, als gischte die Krone einer eiligen Welle ans Land.

„Was ist das dort drüben?“, war Lauras erste, atemlose Frage.

Byron schwieg zuerst, dann antwortete er zögernd, als fürchte er ein dunkles Geheimnis zu verraten:

„Das solltest du nicht wissen. Du nicht und niemand eigentlich.“

Laura schaute ihn prüfend an.

„Sollte? Aber manche wissen es?“

„Ja“, kam die Antwort, „manche schon.“

„Du auch?“

„Ich auch.“

„Dann sag es mir“, befahl Laura, „sag es mir!“

Sie stampfte mit dem Fuß, dass der von Rotalgen gefärbte Sand in einer zornigen kleinen Wolke aufstäubte.

„Sag es!“, wiederholte sie.

„Sei still! Ich sag's ja.“

Byron schaute ängstlich über die Schulter. Dann beugte er sich nieder zu Lauras Ohr und flüsterte:

„Dort drüben ist Zacatar.“

„Zacatar?“, fragte sie verständnislos.

„Pst, leise“, drohte der Bruder, „sprich es nicht laut.“

„Was ist so Schlimmes dort?“, wisperte Laura zurück.

„Niemand weiß es wirklich, denn alle, die hinfuhren, um eine Antwort auf diese Frage zu finden, kehrten nicht zurück.“

Laura starrte Byron sprachlos an. Dann runzelte sie die Stirn. Wieder schaute sie nach dem fernen Ufer, und da begann es.

Sie spürte es zunächst wie ein feines Ziehen am Bauch. Dann schien ihr, als fühlte sie einen fernen Ruf, bis ein mächtiger Sog daraus wurde.

Und plötzlich erkannte sie, was es war.

Byron zuckte zusammen, als sie zu sprechen begann.

„Eines Tages“, sagte sie mit leuchtenden Augen, „eines Tages werde ich übers Meer fahren, nach Zacatar. Und ich werde herausfinden, was es damit auf sich hat.“

„Was?“, krächzte Byron erschrocken.

Laura richtete sich auf, legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief laut:

„Zacatar!“ Und es war, als klänge ein leises Echo herüber.

Laura lächelte, als sie Byrons entsetzten Blick auffing.

„Zacatar!“, wiederholte sie trotzig. Dann wandte sie sich um und stapfte langsam durch den tiefen Sand zurück. Sie schaute nicht, ob Byron ihr folgte. Sie wusste, dass er es nicht tat.



Georg Schrimpf: Mädchen am Fenster. 1925 (Original: 70x52 cm. Basel, Kunstmuseum)

Sophie stieß die Tür zu ihrer Dachkammer auf, warf sie hinter sich zu und lehnte sich aufseufzend dagegen. Sie schloss die Augen und lauschte den aufgeregten Stimmen, die gedämpft zu ihr heraufdrangen. Sie konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde, und sie wollte es auch gar nicht. Die Herrin hatte sie nach oben geschickt, um zu verhindern, dass Sophie den Streit mitbekam. Lächerlich, aber - nun gut – Sophie sollte es recht sein. Mit immer noch geschlossenen Augen streifte sie ihre Pantoffeln von den Füßen und spürte unter ihren bloßen Füßen das kühle glatte Holz des Dielenbodens. Sie atmete tief und ließ die Anspannung aus ihren Muskeln entweichen.

Wie viel Zeit ihr wohl blieb, bis die Herrin sie wieder rief? Sophie lauschte. Die Stimmen wurden leiser und schließlich hörte Sophie die Haustür ins Schloss fallen. Das war ja wunderbar. Schnell lief sie zum Fenster und spähte durch einen Spalt nach unten. Tatsächlich – unten auf der Straße stieg ihre Herrschaft gerade in eines dieser neuartigen Automobile, das sie sich vor wenigen Wochen angeschafft hatten. Seitdem verging kein Tag, an dem sie nicht ihren Stolz spazieren fahren und jedem einzelnen in dieser Stadt vorführten, in welcher gut situierten Verhältnissen sie lebten. Sophie kräuselte verächtlich die Lippen. Wie es hinter der Fassade dieses herrschaftlichen Hauses zuging, wusste keiner - außer ihr und der übrigen Dienerschaft. Und ihnen würde niemand Glauben schenken. Es sei denn... Sophie wandte sich vom Fenster ab. Vor Einbruch der Dunkelheit kehrten sie nicht zurück, das wusste sie. Diese Zeit wollte sie nutzen. Sie schlüpfte wieder in ihre Pantoffeln und verließ die Dachkammer, um Robert, den Koch aufzusuchen...



Jankel Adler: Stehendes Mädchen. Um 1929 (Original: 63x48 cm. Wuppertal, Von der Heydt-Museum.)

Mama hat gesagt, ich soll aufräumenaber ich will das nicht!

Mama hat gesagt, ich darf nicht eher raus und mit den anderen spielen, bis alles aufgeräumt ist, alle Puppenkleider. Dabei hat das Julchen gemacht! Ich war das gar nicht!

Mama denkt immer, ich werfe alles auf den Boden. Aber wenn Julchen ihre Kleider umzieht, dann wirft sie alles in der Gegend herum.

Ich will gar nicht mehr nach draußen zum Spielen gehen. Ich male jetzt!

Und Julchen soll aufräumen.

Bestellt und nicht abgeholt

Ich saß auf der Bank im Warteraum des Bahnhofes und wartete. Wie lange schon? Endlos lange, voller Hoffnung, voller Verzweiflung.

Mein Vater, den ich noch nie gesehen habe, schrieb mir: „Die Konferenz in F. dauert drei Tage. Am Donnerstagnachmittag könnte ich Dich treffen. Mein Zug trifft um 14.30 in S. ein.“ Ich sollte ihm antworten, ob ich an eine Begegnung interessiert sei. Was der sich dachte? Jahrelang wäre ich für jedes Lebenszeichen von ihm heilfroh gewesen. Wie oft hatte ich mir sein Gesicht, seine Gestalt, seine Gestik usw. vorgestellt. Manchmal sehnte ich mich so sehr nach ihm, dass ich meiner Mutter Löcher in den Bauch nach ihm fragte. Sie schwieg, oder sagte höchstens, dass ich froh sein sollte ihn nicht zu kennen.

Meinen Freundinnen beschrieb ich meinen Vater als Supermann. Jung, schön, reich, intelligent. Trotzdem beneidete ich sie um ihre unvollkommenen Väter. Die schimpften manchmal, aber sie waren da.

Meine Mutter arbeitete. Normalerweise würde ich den Nachmittag bei einer Freundin verbringen. Ich behielt mein Glück für mich alleine und schlich mich ungesehen zum Bahnhof. Ob er mich erkannte. Schließlich weiß er so wenig von mir, wie ich von ihm. Der Zug rollte vor einer Stunde ein und niemand suchte nach mir. Eine halbe Stunde wollte ich noch hier sitzen und dann enttäuscht nach Hause gehen.

Ein älterer Herr setzte sich neben mich auf die Bank. „Gestatten“, sagte er. Als ob man das in einem Bahnhof fragen müsste! Ich rückte ein wenig zur Seite und schaute ihn an. Er trug eine abgetragene, alte Jacke, wie man sie vor Jahren billig erwerben konnte. Nicht groß, rundlich, grau melierte Haare, ein rotes rundlichtes Gesicht, wie ein Opa eben.

„Warten Sie auf jemanden“, fragte er. „Sie“, sagte er zu mir. Ich war gerade mal dreizehn und keiner sagte „Sie“ zu mir. Der kam wohl von einer anderen Welt?

„Ja“

„Ich auch, nämlich auf meine Tochter. Sie wollte mich hier abholen. Übrigens, sie heißt Louise.“

„Ich auch“

Da stand er auf und schaute mich eindringlich an. Ich bekam Angst und wollte gerade weglaufen. Da sah ich seine hellen Augen, die auch mir aus meinem Spiegelbild entgegensahen. Ein Blitz durchzuckte mich. Das kann ja nicht wahr sein. Das soll etwa..., ach nein.

„Dann bist du meine Tochter.“

Er reichte mir die Hand, die ich geflissentlich übersah.

„Wenn Sie mein Vater sind, warum haben Sie all die Jahre nie etwas von sich hören lassen?“ Es sprudelte nur so aus mir heraus.

„Ich war an einem Ort, wo man keinen Ausgang hat.“

Ich verstand ihn nicht sofort. Dann dämmerte es mir. „Sei froh, wenn du ihn nicht kennst“, meinte meine Mutter.

„Willst du mich unter diesen Umständen näher kennen lernen?“

„Ja, gerne“, sagte ich und schritt mit ihm dem Ausgang zu.



Der Künstler ist uns nicht bekannt

Oh Mann, i hab nix anzuziege!

Schon so spät und ich stand hier vorm Spiegel und weiß et, was i anziege soll!

Dieser Pulli ist nach d'r Wäsch total aus d'r Form g'rôdeoder bin i wieder dicker worre? Das hat doch im letzten Jôhr noch passt!

Und meine Hôôr!! ..die wollen heut aber garedde halde.

„Aschdrid!“

„Ja, ja ... i komme doch gleich.“

Derf i d'm Hannes gar et sôge, dass i wieder et weiß, was i ô'ziehn soll.

„Der ganze Schrank hängt voll“, sagt der immer.

Aber i kô's au et mache.

>du kônnschd dich ja g'schlechtsumwandle lasse, dann langt ein Anzug!< , hat Hannes neulich g'seid.

Der hat manchmal blöde Sprüch! I wollt mal sehn, wenn i das tät und er hätt kei Frau mee. Dann würd er.....

„I gang glei ohne dich, Weible! Wie lang daured des denn nur heut?!“

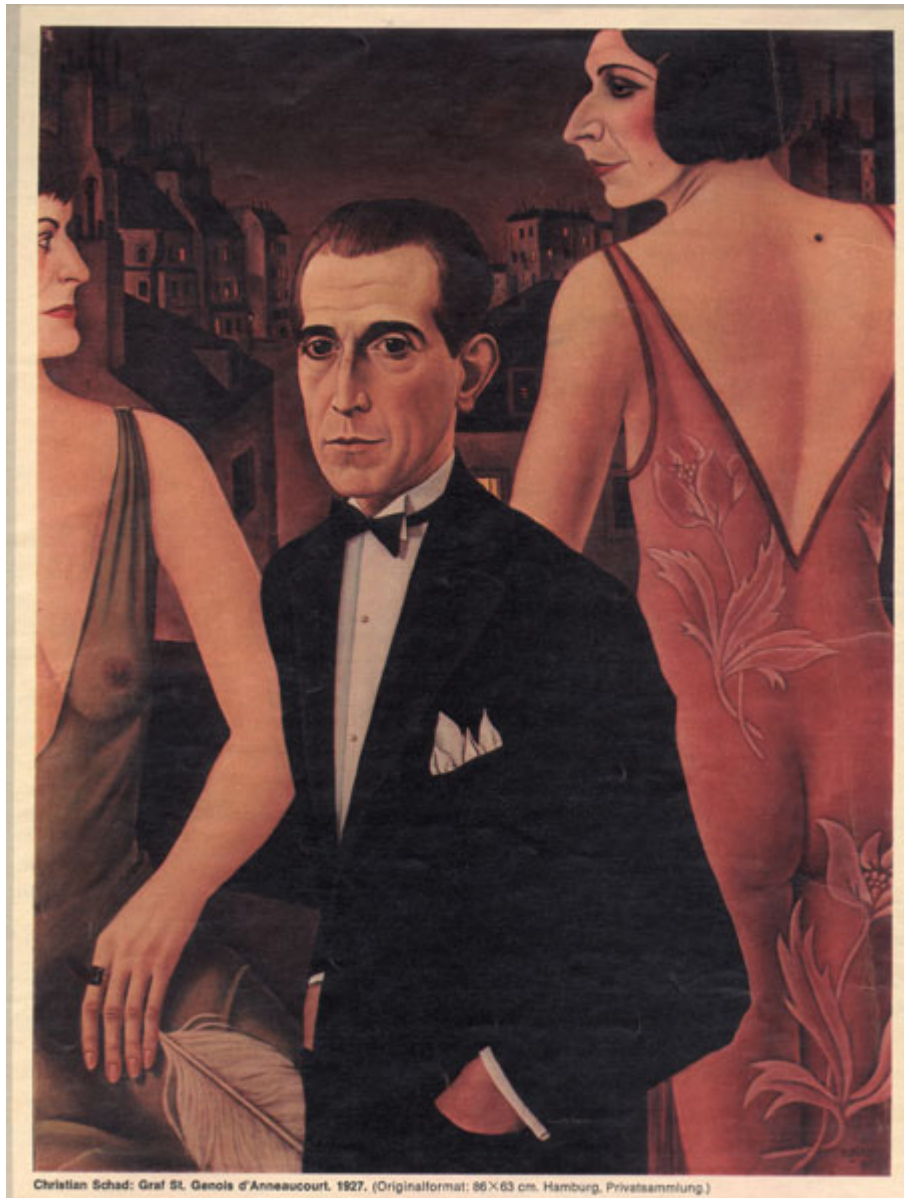
„I komm glei! 2 Minudde !“

Das Weiße hier is viel zu kurz ...und meine Beine sinn so dick!

Aber ich kann Hannes jetzed nich länger warde lasse, .. der hat das schon mal g' macht.

Noch die Ohrring und den Hut ..und dann gut is!

© Iris Other



Christian Schad: Graf St. Genois d'Anneaucourt. 1927. (Originalformat: 86x63 cm. Hamburg, Privatsammlung.)

Christian Schad: Graf St. Genois d'Anneaucourt. 1927. (Original: 86x63 cm. Hamburg, Privatsammlung.)

.
.das hat mir grad noch gefehlt! Julia! Das sich meine beiden Frauen irgendwann und irgendwo einmal begegnen würden war nur eine Frage der Zeit.

Marianne hat sie natürlich gleich gesehen, ohne dass sie weiß, wer sie ist.

>>Die hat ja das gleiche Kleid an wie ich..nur in rot?!<< , zischte sie mich an.

>>..ich denke, du hast das ganz allein für mich machen lassen?!<<

Hab ich auch. Das Graue für sie.... das Rote für Julia.

Innerer Monolog eines Gentleman

- dem Betrachter des Bildes gegenüber
- auf dem er - der Gentleman - zu sehen ist
- in Gesellschaft zweier Damen
- im und aus dem Rotlichtmilieu

Was glotzt du mich so an?

Ja, ich bin's, ich steh dazu. Ich bin eben ein echter Mann.

Einen Frack hab ich an. Um mich herum die Weiber.

Sieh nur, wie sie winseln, wedeln, versuchen zu ergründen,
was in meiner Seitentasche steckt.

Dicke Scheine, fein säuberlich versteckt.

Ganz recht, ich verteil sie gern, die fetten Moneten.

Nicht einfach so ohne!

Nein, ich will was geboten für mein Geld.

Du denkst.... wie kann er nur... dieser Mann,
so seriös sein Äußeres, vornehm, so anständig,
wahrscheinlich auch noch katholisch oder Schlimmeres.

Was macht der nur in dieser Umgebung.

Bei diesen Weibern, in diesem Puff?

Nun – dummer Gaffer:

Hier fällt die Maske. Hier bin ich zu Hause,
lasse die Sau raus, die Hosen runter.

Das kleine Ringelschwänzchen,
von der Hure gepinselt, mit Federn gelockt,
du siehst es nicht! Ich zeig es nicht.

Ich wahre den Schein für dich.

Guckst du endlich weg, mach ich mich frei.

Die Höschen von Madame – da siehst du richtig,
sind heute Abend nicht anwesend.

Muss ihr meine Scheine also zwischen die Arschbacken stecken.

Du bist schockiert? Aber...aber...Contenance!

Wie soll ich denn korrekt und zugeknöpft im Alltag bestehen,
wenn ich hier nicht alles vergessen dürfte.

Wenn ich in meiner knapp bemessenen Freizeit
Nicht meine Kraft bei meinen Stuten auslassen dürfte.

Ist der Mann nicht deshalb geliebt?

Als Hengst und Versorger?

Wäre es dir lieber, ich zöge mordend durch die Gassen?

Irgendwohin muss jedermann mit seinen Trieben und Verklemmungen.

Wie steht's denn so mit dir?

Aha – da guckst du weg. Da wendest du dich ab.

Da zuckst du die Achseln, schlägst gar ein Kreuz!

Nun denn . jeder soll nach seiner Facon glücklich werden.

Gib doch zu, dass du dich an meinem Anblick weidest.

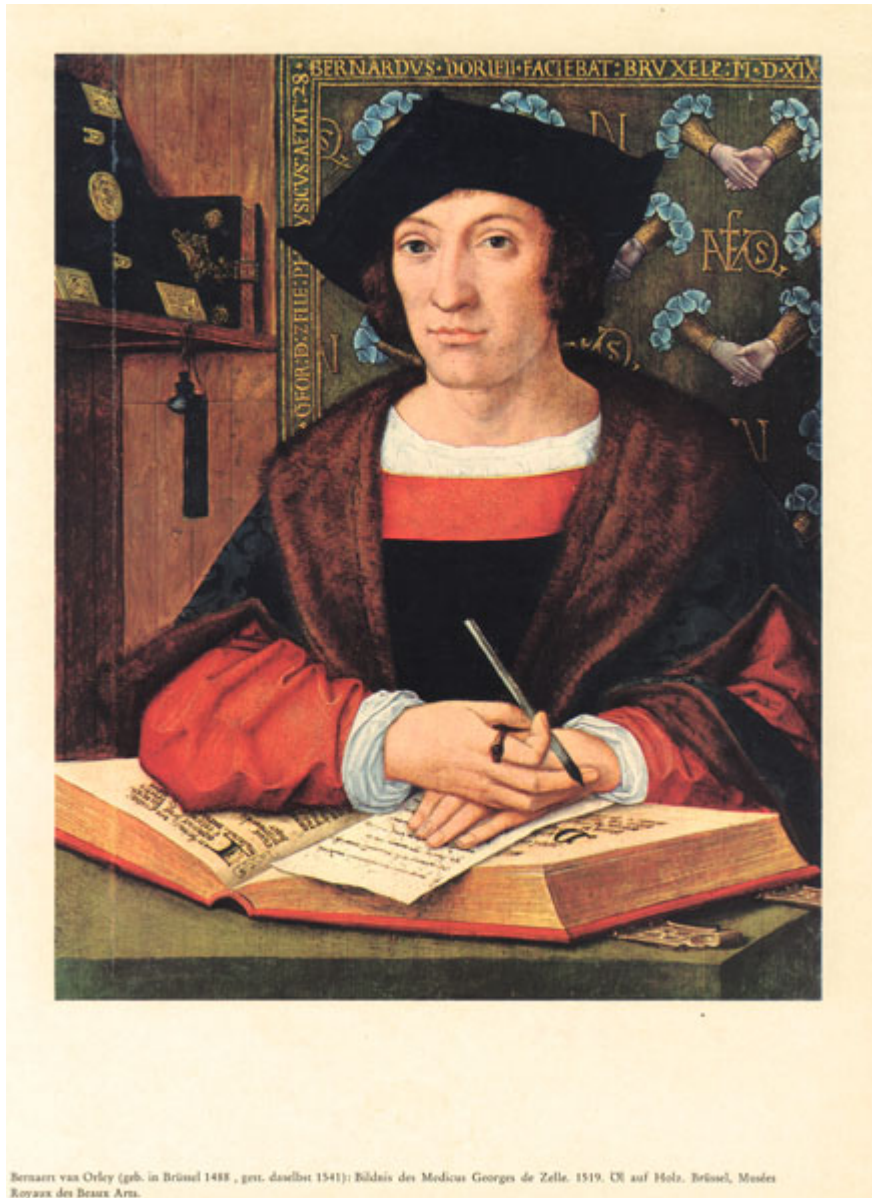
Armseliger Voyeur.

Oder ist sie es, die Dame zur Linken,
die dich in ihren Bann geschlagen hat,
deren Busen sich dir apfelgleich entgegen streckt.

Du wirst sie niemals kriegen.

Ich bin's, dessen Zähne sich darin verbeißen werden –
Sobald du weg bist.
Meine Hände, die mein erregtes Geschlecht noch im Zaume halten –
Werden sogleich sich links und rechts in weiches Fleisch vergreifen –
Sobald du weg bist.
Dann erst steigt die Orgie.
Die Fliege verschwindet, der Frack wird geöffnet,
aber dich brauchen wir nicht dazu.
Nun bist du im Bilde.
Also verschwinde und lass mich endlich machen!
Oder willst du eingeladen sein?

© Lili Horn



Bernaert van Orley (*1488, +1541 in Brüssel): Bildnis des Medicus Georges de Zelle. 1519. Öl auf Holz. Brüssel, Musées Royaux des Beaux Arts

Der Kaufmann von Delft

Ander Schiffahrt. In die Orientalischen Indien. „So die Holländischen Schiff (welche im Martio 1598 außgefaren/davon die zwei letzte im Mayo 1600 mit grossem Schatz von Würtz wider kommen seind) verricht“, las er auf dem Titelblatt.

Wieder einmal hatte er den dicken Folianten aufgeschlagen, in dem die Reisebeschreibungen „In die Orientalische Indien“ dargestellt waren. Er hatte ihn vor zwei Jahren gegen eine stattliche Summe Gulden vom Frankfurter Verlagshaus bezogen.

Wie fein säuberlich diese Zeichnungen ausgeführt waren. Sanft fuhr er die Linien der Figuren auf dem Pergament nach. Ja, sorgfältig war der Künstler vorgegangen: diesen Mann, nur mit einem Lendenschurz bedeckt, hatte er mit einem Schild bewaffnet an den rechten Rand des Bildes aufgestellt, einen Elefanten in den Vordergrund geschoben, ihm einen Aufsitz mit Baldachin aufgeschnallt, darin ein Mensch, das Gesicht im Schatten. Auf der linken Seite des Kupferstiches posierte ein Mann mit europäischen Gesichtszügen, vermutlich ein holländischer Kaufmann, die Hand und der Fuß eines Dieners streckte in das Bild hinein und hielt einen Sonnenschirm über den Bärtigen. Ein großes Schiff mit Bewaffneten war am nahen Horizont verankert, dessen Rumpf, Heck und Bug der Form einer Schlange oder eines Drachens nachgestaltet worden, weitere kleinere Boote waren daneben angeordnet.

Wie beneidete er diesen Weltreisenden Levinius Hulsius, der sich auf dem Titelblatt als Autor und Zeichner vorstellte, um dessen Fahrten hinaus in die neue Welt. All dieses Wunderliche, das dieser dort gesehen hatte, zierte nun mit etlichen nötigen Erklärungen, Karten und Figuren das Buch. Wenn er diese Reisebeschreibungen Blatt um Blatt durchblätterte, öffneten sich ihm viele unbekannte Welten, die ihn einluden, fast bedrängten, die Kaufmannsstube zu verlassen, in der er gerade saß mit seinem hohen Hut auf dem Kopf, mit schönem Tuch und Sammet angetan, und hinauszutreten in das Orientalische Indien mit seinen sonderbaren Tieren, seinen wohlgestalteten Menschen, den fremdländischen und noch nie gekosteten Früchten, den duftenden Gewürzen, darunter die Pfefferstaude, die ihn selbst reich gemacht hatte.

Schön gekleidet die Königin von Indien zog da mit ihrem Hofstaat umher, sie selbst und ihre Dienerinnen auf reichgeschmückten Elefanten sitzend, den Oberkörper entblößt. Wie fest ihre Brüste waren. Zauberei schien bei den Possenmachern in Bengalen im Spiel zu sein. Ein kräftiger Mann hatte dort eine lange Bambusstange an seinem Gürtel aufgesetzt, auf der war dann ein bengalisches Mägdelein in großer Eile auf deren Spitze geklettert *„mit den Beinen unter den Leib gelegt, sich niedersetzte und ihre Arme, Hände und Oberglieder bewegte, damit sie desto fester und füglicher sitzen und nicht herunterstürzen möchte“*, wengleich der Stangenträger, ohne dass der den Bambus anfasste, *„auff- und ablieff und drehet den Leib hin- und wieder“*, die Hände in die Hüften gestemmt.

Nie schien es ihm begehrllicher in diese Gegenden zufahren, in welche die Bilderwelten hinauswiesen.

Ihn ekelte vor sich selbst, vor dem, was er geworden war, wahrlich ein „Pfeffersack“. Vermögend war er geworden, gewiss, an Geld und Gütern, aber arm doch auch, was die Weite seines Geistes anging, kleinkrämerisch. Der Wert der Dinge, auch der Menschen, wurde in diesem Haus an ihrem Nutzen, als Ertrag für ihn und sein Handelshaus gemessen.

So ahnte er, wenn er das Weltenbuch durchblätterte, was ihm verlorengegangen war, was er vermisste. Nicht ganz zufällig war er vor einiger Zeit eines Abends in eine dieser Hafenkneipen geraten um dort das Seemannsvolk aufzusuchen, das seine Schiffe bediente, hatte dort die rauen Burschen zum Trinken eingeladen. Der Alkohol hatte die Zungen gelöst und so auch Dinge zur Sprache gebracht, die ihn erschauern ließen: das Begehren, das Dunkle, Grausame auch, welches sich Raum nahm, je größer der Abstand zur irdischen Gerechtigkeit war, eine Textur zwischen den Bildern, die vor ihm aufgeschlagen lag. Einiges Seemannsgarn war sicher dazwischen gewebt um ihn freigeibiger zu stimmen. Mochte auch nur die Hälfte wahr sein, so bot es ein Vielfaches an den Abenteuern und Aufregungen, welche ihm in seinem jetzigen Kaufmannsleben jemals ereilen würden.

So saß er lange da in seiner wohlfeilen Stube, den Blick in eine Ferne gerichtet, die nur er wahrnahm.

Das Blatt, auf dem er die Monatsbilanz seiner Ein- und Ausgaben zusammenstellen wollte, war leer geblieben.

Die vierte und erweiterte Ausgabe „Ander Schifffahrt. In die Orientalische Indien“ von Levinizs Hulsius, die den bisherigen 26 Reisen zwei weitere hinzufügte und 1620 in Frankfurt verlegt wurde, zeigte auf einer Abbildung den König der Insel Bali. Der Herrscher dieser Insel *„Saße auff einem Wagen, daran 2 weiße Büffel, die ihn zogen. Seine Wächter hett ein Jeder ein Chinesischen dolchen und ein Spies wie ein rohr, als hie bei A zu sehen, dadurch sie plitzpfeilen, die sie in Köchern tragen (so hie mit B und C verzeychnet) blaßen oder schießen. Bei diesem König seind 2 Hollender freywillig geblieben etx.“*

© Walter Jos